

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 45 (1969-1970)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Lebendige Vergangenheit  
**Autor:** Matt, Alphons  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1079311>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Lebendige Vergangenheit

Der Jahrestag des Rütli-Schwures, der 1. August, hat es in sich. Zwischen dem Auftritt der Damenriege und der grossen Pyramide des Turnvereins lässt sich in der Festrede die Vergangenheit so schön beschwören. Schillers «Wilhelm Tell» wird wohl zu keiner Zeit so sehr abgegriffen wie an diesem Bundesfeiertag, und die schweizerischen Chronisten aus aller Herren Länder berichten anschliessend mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit über die Empfänge, die die schweizerischen Botschafter zu diesem Anlass gegeben, und über die Lobreden, die zahlreiche Präsidenten der Auslandschweizer-Organisationen gehalten haben.

Wer dabei seinen Rückblick rein militärisch ausrichtet, hat noch einigermaßen Grund zu Nationalstolz. Das grosse Armeebuch, das kürzlich im Verlag Stocker-Schmid, Dietikon-Zürich, erschienen ist, liefert den Beweis zu dieser kühnen Behauptung. Dr. Hans Rudolf Kurz, der Pressechef des Eidgenössischen Militärdepartementes, zeichnet als hauptverantwortlicher Autor für die Studie «Das Schweizer Heer von den Anfängen bis zur Gegenwart».

Dass ihm das Stichwort «von den Anfängen» einige Schwierigkeiten bereitete, gesteht er in der Einleitung; er hätte die schweizerische Kriegsgeschichte nämlich mit dem Jahr 113 vor Christus beginnen können, als die germanischen Stämme der Kimbern und Teutonen beim heutigen Basel den Rhein überquerten und dabei die helvetischen Tiguriner auf ihrem Zug nach Süden mitrissen. Auf dieser Wanderung besiegten dann die Tiguriner ein römisches Heer in Südfrankreich, womit die siegreiche Tradition einer patriotischen Heeresgeschichte eingeleitet wäre.

Oberst Kurz aber setzt mit seinem Werk im 13. Jahrhundert, nämlich bei der Gründung der Eidgenossenschaft, ein. Dass kluge Taktik den etwa 900 Schwyzern und 300 Urnern, die sich einem 3000 Mann starken Heer Leopolds – darunter 600 bis 700 Ritter – gegenübersehen, bei Morgarten den

Sieg einbrachte, lernt jedes Schweizer Schulkind im Geschichtsunterricht. Die Verlustzahlen der Österreicher mit etwa 2000 Toten, während die Eidgenossen nur 12 Mann verloren hatten, werden einem allerdings auf der Schulbank eher als patriotische Kulisse denn als historischer Heeresbericht bewusst.

Dr. Hugo Schneider, Vizedirektor des Schweizerischen Landesmuseums, und der Historiker Dr. Hermann Lei vom Lehrerseminar Kreuzlingen haben Dr. Kurz ihre Unterstützung geliehen, und so wird – um beim Beispiel von Morgarten zu bleiben – die Schlacht in den Kontext gestellt, indem die entsprechenden Waffen abgebildet sind: Halbarteneisen, Schwert zu Hieb und Stoss, Armbrustbogen und -bolzen, Spiesseisen und zweischneidiger Dolch.

Die Vorgänge um die Schlacht bei Sempach – das Titelbild dieses August-Heftes stammt aus der Diebold Schilling-Chronik von 1513 und zeigt die Eidgenossen auf dem Heimmarsch – sind jedem Schweizer vertraut. Wenn der Militärfachmann Kurz aber den Ablauf der Schlacht auf eine moderne Schweizerkarte überträgt, so wird der Sieg der Eidgenossen, dieser «groben puren» und «montani bestialen», plötzlich viel näher gebracht. Wenn aber eine Illustration – sie stammt wiederum aus der Diebold Schilling-Chronik – die «Schwyzer Kriegsflotte» darstellt, so wird man vollends stutzig, bis man erkennt, dass es sich um das Feuergefecht vor Rapperswil handelt. Die zürcherische Kriegsflotte, sie ist aus der gleichen Quelle abgebildet, nimmt sich ebenfalls aus dem alten Zürichkrieg vom Jahre 1444 noch eindrucksvoller aus mit ihren schwer bestückten Schiffen, verfolgt von den ungedeckten Nauen der Schwyzer.

So könnte man auf Grund dieses einmaligen Werkes Schlacht um Schlacht analysieren. Hier geht es jedoch nicht um eine solche Aufzählung, sondern vielmehr darum, hervorzuheben, was einem bei der Lektüre des Buches am meisten bewusst wird:

dass die Übergänge von der Gegenwart zur Vergangenheit nicht mit einfachen Daten festgehalten werden können. Es gab nicht einfach die alten Eidgenossen von Morgarten und Sempach und später dann die moderne Armee des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Entwicklung war eine kontinuierliche, und die einzelnen Späher der Urner und Schwyzer waren im Grunde genommen schon die ersten Nachrichtensoldaten. Wenn Konrad Gessners «De Chirurgia» aus dem Jahre 1555 die vielfältigen Verwundungen bespricht und dafür Keulen, Dolche, Spiesse, Bolzen, Dussäge und Streitaxt verantwortlich macht, so tauchen doch nur zwei Jahrzehnte später bereits das schwere Feldgeschütz «Nachtigall» und das mittlere, der sogenannte «Kleine Brummer», in Erscheinung.

1684 wurden, wie eine Kopie aus jenem Jahre beweist, auch schon «Übermittlungstruppen» eingesetzt: über ein Hochwachtennetz übermittelte man im Gebiet des zürcherischen Stadtstaates mit Feuer, also in Sichtverbindung, die vereinbarten Zeichen. 1712 war dann bereits ein «50-Punkte-Programm», eine «Instruction», erlassen worden, die die «Füsilierer» instruieren sollte, «wie sie ihre Füsils recht führen und gebrauchen sollen». Das beginnt mit «Rechts umb 4. mahl», steigert sich dann – «Unter den Hanen fasst euer Gewehr – rechts bringts hoch vor euch – mit der Linken Hand begegnet euerem Gewehr – ziehet den Hanen auff – Schlagt an – Gebt Feuer – setzt ab» – bis zu Position 46: «Das Gewehr auf die Achsel, 47. Ruhet auf euerem Gewehr, 48. Niederlegt euer Gewehr, 49. Aufhebt euer Gewehr, 50. Das Gewehr auf die Achsel».

Der letzte Schlachtplan schweizerischer Heeresgeschichte, der in diesem umfassenden Werk reproduziert ist, stammt von General Dufour aus dem Jahre 1847. Mit unmissverständlicher Eindringlichkeit wird dem Leser bewusst, welch grosses Glück unser Land in den letzten mehr als hundert Jahren hatte. Oberst Hans Rudolf

Kurz kommentierte diese Ereignisse des Sonderbundskrieges wie folgt: «Der Aufmarsch der eidgenössischen Truppen um Freiburg, der vom 8. bis 12. November erfolgte, gelang vor allem dank der konsequenten Geheimhaltung planmässig und begegnete keinem ernsthaften Widerstand. Nach einzelnen Gefechten im Vorgelände der Stadt – vor allem vor der Redoute von Bertigny kam es infolge eines Missverständnisses zu einem Gefecht – boten die Freiburger am 13. November einen Waffenstillstand an; am 14. November kapitulierte die Stadt.»

Mit der Schaffung des Bundesstaates im Jahre 1848 wurden den Kantonen weiterhin wichtige Befugnisse im Militärwesen zuerkannt. Selbst das 1850 beschlossene Bundesgesetz über die Militärorganisation belass den Kantonen die Ausbildung der Infanterie. Dem Bund wurde nur ein Aufsichtrecht eingeräumt. «Die Wehrpflicht», so schrieb Oberst Kurz, «wurde von nun an vom 20. bis 34. Altersjahr im Auszug, vom 35. bis 40. Jahr in der Reserve und vom 41. bis 44. Jahr in der Landwehr erfüllt. Im Jahre 1850 belief sich der Sollbestand der Armee auf insgesamt 104 354 Mann. Sie gliederte sich in 12 Sappeur-, 6 Pontonier-, 63 Artillerie- und 12 Parkkompagnien, 42 Kompagnien und 6 Halbkompagnien Kavallerie, 71 Scharfschützenkompagnien, ferner in 105 Bataillone und 20 Halbbataillone und 22 Kompagnien Infanterie... Die Füsiliere hatten 28, die Jäger 35 und die Dragoner 42 Tage Rekrutenschule zu leisten. Wiederholungskurse sollten bei der Infanterie jährlich oder alle zwei Jahre durchgeführt werden und 3 beziehungsweise 6 Tage dauern. Die Stabsoffiziere und die Hauptleute der Kavallerie und der Scharfschützen besuchten die Zentralschule in Thun.»

Als die Schweiz 1860 den «Savoyer Handel» mit Frankreich nach bedrohlichen Spannungen gütlich aus der Welt schaffen konnte, war der letzte grosse Zwist beseitigt. Die Schweiz hatte von nun an nur noch ihre Grenzen zu schützen: 1870/71, während

des deutsch-französischen Krieges, stand ihre Armee unter General Herzog bereit, im Ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918 unter General Wille und im Zweiten Weltkrieg von 1939 bis 1945 unter General Guisan.

So gesehen erscheint die Geschichte der schweizerischen Armee von der Armbrust Wilhelm Tells bis zur Mirage von Paul Chaudet als ein geradliniger Aufstieg. Der Schein trügt, denn es gab in jeder Epoche Rückschläge und Fehlentscheide. Es ist das Verdienst von Oberst Kurz, schon zu einem Zeitpunkt, da die Pressechefs anderer Departemente gelinde gesagt noch zurückhaltend waren, eine offene Informationspolitik betrieben zu haben; so wundert es nicht, wenn er auch im geschichtlichen Rückblick kritisch bleibt. Die Schilderung der Niederlage von Marignano ist dafür ein treffendes Beispiel. «Am 14. September 1515 erlagen in der zweitägigen Schlacht von Marignano vierundzwanzigtausend Eidgenossen dem zweimal stärkeren Heer der Franzosen unter König Franz I. dadurch, dass ihnen am zweiten Schlachttag die Venetianer unter des berühmten Alvianos Anführung in den Rücken fielen.» So steht in einem «konformistischen» schweizerischen Geschichtsbuch geschrieben. Übermacht der Franzosen und Verrat der Venetianer galten als «Entschuldigung» für die besiegten Eidgenossen. Oberst Kurz sah es in seinem Werk anders, ehrlicher: «Marignano hatte enthüllt, was Novara noch verschleierte hatte: Nicht nur erlaubte die politische Struktur des eidgenössischen Bundes kein entscheidendes Handeln in der Weltpolitik, auch war die militärisch-technische Entwicklung jener Zeit von den Eidgenossen nicht voll erfasst und mitgemacht worden. Sie unterschätzten die Möglichkeit ihrer Gegner und hielten an ihrer primitiven und elementaren Taktik fest: die Geschütze zu unterlaufen und die Entscheidung im Nahkampf zu suchen. Was früher immer den Erfolg gebracht hatte, der Furor und die Wucht der Eidgenossen, reichte gegen eine starke und geschickt geleitete Artillerie nicht

mehr aus. Die Verluste waren zu gross. Dasselbe gilt für die moderne Reiterei... Die Niederlage von Marignano war kein Zufall... Ein Abschnitt der Kriegsgeschichte, der wesentlich von den Eidgenossen geprägt wurde und der während zwei Jahrhunderten von ihnen beherrscht worden war, ging zu Ende; ein neues Zeitalter stieg herauf.»

In eine Periode, die noch weit vor jenem Übergang in «neue Zeitalter» zurückliegt, führt ein völlig anderes eben erschienen Buch, das unsere Vergangenheit lebendig machen soll: Sergius Golowins «Menschen und Mächte» aus dem Schweizer Verlagshaus in Zürich. Golowin ist unseren Lesern bereits bekannt durch seine etwas eigenwilligen Geschichtsstudien; in seinem neuen Buch erzählt er «Sagen zwischen Jura und Alpen», und er nennt die Sagen ausdrücklich die «wahrscheinlich verlässlichste Quelle zur Erfassung der grossen, für die Kulturgeschichte wichtigen Vorgänge der Vergangenheit – indem sie nicht nur Tatsachen schildern, sondern auch die seelischen Kräfte, Träume, Sehnsüchte, die sie auslösten».

Das war stets das Hauptanliegen Golowins, und es erstrahlt genau so stark in seinen beiden im Sinwel-Verlag erschienenen Bändchen «Bern mit und ohne Masken» und «Berner Märit-Poeten». «Golowin», so schrieb Alfred Rasser über ihn, «der Freund der Hippies und Rockers, der heutigen modernen protestierenden und rebellierenden Jugend, zeigt uns mit dem Mittel der Kulturpflege, was an der Kultur gepflegt werden muss, damit es unsere

#### Unsere Photobeilage

1. Zürcher Standesscheibe, 1500–1501
2. Ratsstube aus Mellingen, 1467
3. Christus, auf dem Esel reitend (Palmesel), um 1200
4. Trinkgefäss in Form eines Kriegsschiffes, 1682
5. Erd- und Himmelsglobus, um 1570
6. Hauskonzert, 1811

Alle Aufnahmen sind dem Bildband «Das Schweizerische Landesmuseum» entnommen.

Generation der wachwerdenden Söhne verstehen kann.»

«Heidengesindel» und «Zigeuner» spielen in zahllosen Sagen eine wichtige Rolle, und die Überlieferung bekundet, wie sehr unsere Alvorderen aller Verbote zum Trotz mit diesen Verstossenen und Verschupften Umgang pflegten. So kam denn Golowin zur rebellischen, aber gleichzeitig historischen Feststellung: «Diese unbestreitbare Freude am Fahrenen Volke, Schritt auf Schritt nachweisbar in der Volkskultur unserer Vorfahren, lässt uns bereits stark am Bilde des 'bodenständig'-biederer Denkmal-Eidgenossen zweifeln, welches uns unsere Lehrer in der mühsam ertragenen 'Heimatkunde' malten.»

Wer in Golowins Sagen wühlt, ob diese sich nun um «die Mächtigen der Tiefen» oder «das Volk der Feen und weissen Frauen» drehen, ob sie Kunde geben von den «Fänggen» oder den «mächtigen Riesen», den «guten und bösen Weibern» oder dem «Fahrenen Zigeuner-Volk», taucht ein in eine lebendig gebliebene Vergangenheit. Man kann nach der Lektüre nicht anders als dem Autor zustimmen, wenn er die Ansicht vertritt, die alte Kultur der Hirten und Zigeuner wirke im modernen Menschen möglicherweise viel stärker nach als viele andere Lebensstile, obwohl für sie nur mündliche Überlieferungen und teilweise schwer deutbarer Aberglaube zeugen, während für andere scheinbar für die Ewigkeit gebaute Stein-Denkmale sprechen. Jede Sage und jeder Brauch fügt sich schliesslich zum gewaltigen Gemälde einer durch geschichtliche Entwicklung nur zu oft verkannten und unterdrückten freien Selbstverwirklichung des Menschen. Und überdies dankt die schweizerische Sage jenen urzeitlichen Stämmen, von denen sie berichtet, eine Gabe, die sie als wichtiger ansieht denn die Milchwirtschaft oder die Kunst des Alphornblasens – es ist die des unabänderlichen Willens zur Freiheit, also zur Behauptung des eigenen Wesens.

Ohne politische Nebenanklagen, ganz

einfach auf jene zugeschnitten, die sich vorbehaltlos auf die Vergangenheit ausrichten, bemühen sich zwei andere neue Werke um das Erbe von einst: «Das Schweizerische Landesmuseum», redigiert von Dr. Claude Lapaire, und «Herr Biedermeier sieht Zürich» von Conrad Ulrich. Lapaïres Bildband erschien im Verlag Th. Gut in Stäfa und ist das Standardwerk des Schweizerischen Landesmuseums, indem es eine grossartige Schau über die wichtigsten Hauptobjekte von der späten Altsteinzeit bis etwa um die letzte Jahrhundertwende herum vermittelt. Dr. Michael Stettler, der Präsident der Stiftung Pro Helvetia, hat über dieses Buch sehr wahr geschrieben: «Das Durchblättern des Buches macht uns unser selbst bewusst und bescheiden zugleich. Wenig Gipfel, aber auch wenig Flaches; was Ausdruck gewann, hat Charakter, ist in kräftiger Sprache, der Mundart vergleichbar, gesagt und immer von gediegener handwerklicher Fertigung. Fast alles gibt es auch anderswo, für uns ist es Kunstwerk und historisches Dokument in einem.»

Überdies ist diesem prächtigen Werk aber bewusst auch eine Botschafteraufgabe der Schweiz in der ganzen Welt übertragen, der es um so leichter gerecht werden kann, als nicht nur die Legenden, sondern auch die fachliche Einleitung von Museumsdirektor Prof. Dr. Emil Vogt viersprachig gehalten sind.

Von ganz anderem Schlag schliesslich sind die im Berichthaus-Verlag in Zürich von Conrad Ulrich neu herausgegebenen Bilderfolgen von Herrmann Trachsler. Schon damals gab es Fortschrittsgläubige und Rückwärtsorientierte, schon damals stürmte das Neue oft ungebändigt über das Alte hinweg, als Herrmann Trachsler, 1803 in Zürich geboren, in einem «Führer für Einheimische und Fremde» die besonders markanten Bauten seiner Heimatstadt festgehalten hatte. Er wollte den Nachfahren wenigstens in Bildern das retten, was er bedroht sah, denn es war ja jene Zeit, da die Stadt und ihre Vorortsgemeinden allein von

1812 bis 1836 um nicht weniger als 62 Prozent, nämlich von 25 700 auf 41 800 Einwohner, zunahm, und «es gab zu viele Nichtschweizer unter den Dozenten, als dass diese von den Inländern nicht hie und da mit scheelen Augen hätten angesehen werden sollen».

Es war aber immerhin die Zeit, da die Pressefreiheit etabliert worden ist und da am «Tag von Uster» die konservative Regierung so viel Geschick an den Tag legte, dass das revolutionäre Element, das nicht zuletzt unter dem Eindruck der Pariser Juli-Ereignisse Auftrieb erhalten hatte, eingeordnet werden konnte, ohne unterdrückt werden zu müssen.

Vor diesem Hintergrund nehmen sich denn Trachslers Bilderbogen vornehm mahnend und zugleich lieblich verträumt aus. Sie führen uns, genau wie die alten Sagen, die musealen Sammlungen und die Heeresgeschichte, in eine Vergangenheit zurück, die lebendig bleiben muss, wenn die Gegenwart sich einfügen soll in die Entwicklung zum Fortschritt.

«Bisher war man es in Zürich», so könnte es etwa in einer Schrift anlässlich des Abstimmungsfeldzuges für Schwarzenbach geheissen haben, «gewohnt gewesen, dass Fremde kultivierte Gäste und reisende Handelsleute waren oder aber sich als bienenfleissige Refugianten zum Nutzen des Staatswesens niederliessen. Nun aber sah man sich einer beängstigenden Zahl schwer definierbarer Elemente gegenüber, die sich, kaum angekommen, alsbald in der Innenpolitik bemerkbar machten, um diese auf verschiedenen sozialen und weltanschaulichen Ebenen bis in die vierziger Jahre hinein mitzubestimmen.» Tatsächlich aber stammt dieses Zitat nicht aus der Schwarzenbach-Kampagne, es ist vielmehr dem Text von Herrn Biedermeiers Zürich-Buch entnommen. Braucht es noch eines Beweises dafür, wie lebendig die Vergangenheit in Wirklichkeit ist?

«Wenn ein von der Zeit umgeformtes Volk nicht mehr bleiben kann, was es gewesen ist, dann ist der Hass ge-



# Nur die Kostüme änderten sich

gen die Vergangenheit und gegen die Tugenden seiner Väter das erste Symptom seiner Krankheit.» So schrieb der französische Staatsmann und Dichter François René Chateaubriand 1832 aus Luzern. Ein Volk aber, das sich aus eigenem Antrieb selbst umformt, braucht dieser Krankheit nicht zu erliegen, vor allem weil es über alle Jahrhunderte hinweg unklar war und ist, wann die Vergangenheit aufhörte und wann die Gegenwart begann.

Alphons Matt

## Erwähnte Bücher:

«Das Schweizer Heer», von Dr. Hans Rudolf Kurz, Dr. Hermann Lei und Dr. Hugo Schneider; Verlag Stocker-Schmid, Dietikon-Zürich

«Menschen und Mächte», von Sergius Golowin (Sagen zwischen Jura und Alpen); Schweizer Verlagshaus AG, Zürich

«Bern ohne Masken», von Sergius Golowin; Sinwel-Verlag, Bern und Kassel

«Berner Märit-Poeten», von Sergius Golowin; Sinwel-Verlag, Bern und Kassel

«Das Schweizerische Landesmuseum», redigiert von Dr. Claude Lapaire, mit einem Vorwort von Museumsdirektor Prof. Dr. Emil Vogt; Th. Gut & Co. Verlag, Stäfa

«Herr Biedermeier sieht Zürich», Herrmann Trachslers Bilderbogen, herausgegeben von Conrad Ulrich; Verlag Berichthaus, Zürich

Robert Louis Stevenson sinniert:

«Squire Trelawey, Dr. Livesey und die anderen Herren haben mich aufgefordert, über die berühmt-berüchtigt-geheimnisvolle ‚Schatzinsel‘ und allerlei Piraten Aufzeichnungen zu machen.

Mein Vater war Wirt im ‚Admiral Benbow‘. Eines trüben Tages tauchte auf unserer schönen aber gottverlassenen Insel ein von Wind und Wetter tüchtig gegerbter alter Seemann auf und nahm bei uns Quartier. Seine Matrosenkiste hinter sich herziehend, sah er beileibe nicht honett aus, dieses fremde Rauhebein. Der geteerte Zopf fiel ihm auf die Schulterstücke (einmal links und einmal rechts, als ob es nicht auch eine mittlere Fall-Linie geben würde) seines fleckigen Blau-rocks. Die derben Hände des Gastes waren nicht wenig verschmiert und verschrämmt, seine Fingernägel hatten einen totalen Trauerrand, und die Narbe eines tüchtigen Säbelhiebes ‚zierte‘ sein verwittertes Gesicht. Und immer wieder sang der seltsame Fremdling mit rauchiger Kehle, die am Gangspill jeden Klang verloren zu haben schien, das uralte Matrosenlied:

Fünfehn Mann auf des Totenmanns Kiste,  
Jo-ho-ho und die Pulle voll Rum;  
Teufel und Trunk bracht' die andern zur Ruh,  
Jo-ho-ho und die Pulle voll Rum...

«Der ‚singende Seebär‘ war zweifellos ein Pirat und ganz sicherlich auch voll Geheimnisse...»

Wo lag nun eigentlich die «Schatzinsel»? Waren es die Kleinen Antillen, wie die Engländer annehmen, oder die Bahamas? Lag sie im Stillen oder im Pazifischen Ozean? – Kautabak und Muskatbäume, Seelöwen und Seebären; letztere Flibustier, auch Küstenbrüder oder Bukanier genannt – Überfälle auf Schiffe, ja selbst auf Siedlungen und Städte — ja man schmachtete im 17. Jahrhundert unter der Piraterie wie unter einer Gottesgeißel.

Nun, die Zeit hat diese Seeräuber-Romantik hinweggefeht. Unsere mo-

Unser Mitarbeiter Adolf Kretschy blätterte in alten Büchern und stiess auf die alten Piratengeschichten, die nur deshalb so amüsant klingen, weil sie weit zurückliegen und uns nicht direkt berühren. Der Bogen zu den modernen Piraterien kann und muss aber gespannt werden, und dann erfasst uns eher Abscheu vor solchen «Heldentaten».

derne Schatzinsel liegt bereits im wahrsten Sinne des Wortes im – Mond! Ja, wir haben von diesem «Schwärmer am Himmelszelt» sogar schon ein paar Brocken für die Wissenschaft und als Staatsgeschenke heruntergeholt, den Mond entzaubert. Die Liebespaare brauchen ihn einfach nicht mehr als «mild schimmernde Laterne» – wozu gibt es «Hair»? Wir haben es eben auf dieser Welt schon sehr weit gebracht. Mögen darüber auch bemooste Häupter ungläubig ihre Köpfe schütteln. Und dennoch fürchten wir uns offenbar noch immer vor den alten Piraten, deren Gebeine längst zu Zunder zerfallen sind. In deutschen Seebeförderungsverträgen heisst es nämlich weiterhin: «Die Reederei ist nicht verantwortlich für Verletzung oder Verlust von Leben, Körper oder Gesundheit durch Seeräuberei und Beraubung.» (Diese Klausel muss bis in unsere Zeit hinein gleich vierfach vom Fahrgast unterzeichnet werden.) – Natürlich nur eine Übervorsichtsmassnahme! Oder vielleicht doch noch ein wenig mehr?

Na ja, den Hanseaten liegt eben noch immer der Klaus Störtebeker, dieser berüchtigtste aller Piraten, in den Gliedern. Der Anfang der Störtebeker-Saga trägt die Jahreszahl 1389. Damals riefen die Herzöge von Pommern und Mecklenburg ihre Landsleute auf, das von der Dänenkönigin Margarete belagerte Stockholm durch Blockadefahrten mit Lebensmitteln zu

*im Flex-Sil*  
dem einzigen Dampfkochtopf  
ohne Gummiring  
kocht man schneller, besser  
und gesünder



Erhältlich in den Grossenbacher-Geschäften Basel, Petersgasse 4  
Zürich, Löwenstrasse 17  
in allen Filialen der Ostschweiz und in vielen guten Fachgeschäften. Wo, sagt die Grossenbacher Handels AG  
9008 St.Gallen, Rosenheimstr. 2/4  
Tel. 071/24 23 23